

DER SPIEGEL

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebzehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

1844.

Beckh und Ofen, Sonnabend, 14. September.

74.

Stephen Girard.

(Eine Charakterstizze.) !

1.



Im Juli des Jahres 1814 trat in eines der unbequemsten, finstersten und ärmlichsten Handelshäuser Philadelphias ein Mann von zwei- bis drei- unddreißig Jahren. Die hohe kräftige Gestalt, das gebräunte Gesicht, die breite Narbe, die durch den starken schwarzen Baken- und Schnurbart nur halb verdeckt wurde, der bis zum Kinn zugeknöpfte Ueberrock und die ganze Haltung des Fremden verriethen auf den ersten Blick den Offizier. Ein Neger, der den Eintretenden im Vorzimmer entgegen kam, fragte: „Was steht zu Befehl?“ — „Kann ich Herrn Stephen Girard sprechen?“ — „Nein, Sir,“ antwortete der Schwarze kurz; „er ist nicht zu Hause.“ — „Darf ich hier auf ihn warten?“ — „Wollen Sie mir Ihren Namen und Stand sagen?“ — „Ich nenne mich Kapitän Lafond, bin Franzose und hier fremd.“ — Der Schwarze nahm bedächtig ein Papier, das auf dem Tische lag, durchlief es mit dem Finger und sagte: „Ich finde Ihren Namen nicht auf der Liste. Sie gehören doch nicht zu den Leuten, die Herr Stephen Girard zu jeder Zeit ungemeldet vorläßt?“ — „Nein, ich bin hier, wie ich schon bemerkte, fremd und Herrn Girard persönlich unbekannt.“ — „Haben Sie, will ich sagen, einen Schein, daß Sie vorgelassen werden sollen?“ — „Nein; aber ich habe ihn wiederholt schriftlich um Gehör gebeten; erhielt jedoch keine Antwort.“ — „So will er Sie nicht sehen und es nützt Ihnen nichts, hier zu warten.“ — „Ich muß ihn aber um jeden Preis sprechen. Wie komme ich dazu?“ — „Das kann ich Ihnen nicht sagen.“ — Der Kapitän griff in die Tasche und reichte dem Schwarzen einen Dollar. — „Ich darf kein Geld nehmen,“ antwortete der Neger; „es würde mir übel bekommen.“ — „So bitte ich Sie um guten Rath.“ — „Herr Stephen Girard fährt jeden Morgen nach Tagesanbruch nach seinem Garten, um dort an die Marktweiber das Gemüse und Obst zu verkaufen. Suchen Sie ihn dort auf.“ — „Meinen Dank für den Wink.“ — „Sie kennen Herrn Stephen von Ansehen?“ — „Ich ließ mir ihn auf der Börse zeigen.“ — „Wissen Sie, wo der Garten liegt?“ — „Ich werde mir ihn zeigen lassen.“ — „So brauche ich Ihnen nur noch zu sagen, daß Sie den Herrn, während er mit den Käufern spricht, nicht stören dürfen; bleiben Sie in der Ferne stehen und reden Sie ihn an, wenn er in den Wagen steigt, um zur Stadt zurückzufahren. Ich zweifle nicht daran, daß er Ihnen Rede steht.“ —

2.

Der Kapitän ließ sich noch Abends den Stephenschen Garten zeigen und kehrte am nächsten Morgen mit dem Tage zu demselben zurück. Am Thore stand eine kleine Karriole mit einem sehr geduldigen und im Dienste ergauten Pferde, das dem Negerknaben von höchstens zwölf Jahren, der auf dem Bock saß, wenig Noth zu machen schien. Da der Garten offen stand und wohl ein Duzend Leute aus- und eingingen, so nahm sich auch der Kapitän die Freiheit, blieb aber, dem Rathe des Negers gemäß, in der Ferne stehen und beobachtete den Gartenbesizer, dessen Vermögen schon damals enorm war und fünfzehn Jahre später die Ge-

Denkbarkeit überstieg. Stephen Girard, der die Häuser, die ihm gehörten, nur nach Straßen, die Plantagen nach den Staaten, in welchen sie lagen, zählte und dessen Schiffe gingen, so weit der Handel Gewinn brachte, stand mitten unter den Gemüse- und Obstaufläufern, mit denselben um Cents feilschend und auf den höchsten Marktpreis mit einer Hartnäckigkeit haltend, die seinem Wahlsprüche vollkommen entsprach, welcher lautete: „Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth.“ — Der Kapitän wartete mit steigender Bedenklichkeit den entscheidenden Augenblick ab, wo der Millionär seinen Handel abgemacht hatte und mit untergeschlagenen Armen dem Wagen zuschritt. Als der Kapitän den Hut zog, warf ihm Stephen Girard einen scharfen Seitenblick zu und fragte barsch: „Was gibt's?“ — „Ich erwarte Sie hier.“ — „Wozu?“ — „Ich wünsche Sie zu sprechen.“ — „Wer sind Sie?“ — „Charles Lafond, Geniekapitän und ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule in Paris.“ — „Woher kommen Sie?“ — „Direkt von Frankreich.“ — „Warum verließen Sie Ihr Vaterland?“ — „Weil ich ihm nicht mehr mit Ehren dienen kann und der Anblick seiner Erniedrigung mir unerträglich war.“ — „Ein schönes Land dies Frankreich; schade, daß es die Freiheit nicht besser verstand. Aber was wollen Sie hier?“ — „Ihnen meine Dienste anbieten, da ich Kenntnisse besitze, die Sie in Ihrem großen Geschäfte gebrauchen können.“ — „Hm, hm! . . . Steigen Sie ein; in der Stadt reden wir weiter davon.“ — Der Millionär winkte, der Kapitän setzte sich ein, Stephen nahm neben ihm Platz, ohne unterwegs ein Wort weiter mit dem Fremden zu wechseln.

Als der Wagen vor dem Hause hielt, führte der Hausherr den Gast in sein Kabinet, bat ihn, sich zu setzen, blieb vor ihm stehen und knüpfte das im Wagen abgebrochene Gespräch mit der Frage wieder an: „Aus welcher französischen Stadt sind Sie?“ — „Aus Rennes.“ — „Und ich bin aus Perigueur. Vor vierundsechzig Jahren wurde ich dort geboren. Sie waren Eleve der polytechnischen Schule?“ — „Ja, Herr Girard.“ — „Sie waren bis zu Ihrer Abreise Geniekapitän?“ — „Ich bin es noch, kann wenigstens jeden Tag wieder eintreten.“ — „War klug gehandelt; man darf nie den Rücken bloß geben. Haben Sie Kenntnisse im Civilgenie?“ — „Zu dienen.“ — „Können Sie Fabrikgebäude bauen und einrichten, Brücken schlagen und auf wußt liegenden Ländereken Wege und Straßen anlegen?“ — „Gewiß.“ — „Haben Sie eine feste Gesundheit?“ — „Wie Sie sehen.“ — „Und Muth?“ — „Ich bin Franzose und diene in der großen Armee.“ — „Darauf gebe ich nichts. Es gilt mir gleich, ob Sie dem Tode in der Schlacht kalt die Stirn boten; ich rede von dem Muth, der dazu gehört, bei Strapazen und Entbehrungen keinen Schritt von der vorgesteckten Bahn abzuweichen.“ — „Auch diesen Muth besitze ich.“ — „Fegen Sie den festen Willen, Demjenigen nach Kräften nützlich zu werden, der sich anheischig machte, für Ihr Bestes zu sorgen und Ihr Glück zu begründen, wenn Sie Probe halten?“ — „Sie dürfen sich darauf verlassen.“ — „Gut, so sind wir einig. Lassen Sie Ihr Gepäl hierher bringen; ich werde Ihnen ein Zimmer anweisen lassen. Sie gehören zum Hause. Seien Sie willkommen!“ — Der Kapitän schlug in die dargereichte Hand und entfernte sich, während der Geschäftsmann an sein Hauptbuch ging.

3.

Als der Kapitän mit dem Hausknechte seines Gasthofes, der sein Gepäl trug, zu seinem neuen Brotherrn zurückkam, fand er denselben in Konferenz mit einem seiner Superkargen, der so eben mit einer Ladung französischer Weine von Bordeaux eingetroffen war und jetzt Rechnung über seine Reise ablegte. Lafond wollte sich, um nicht zu stören, sofort zurückziehen und im Vorzimmer warten, bis er in seine Wohnung eingewiesen würde; der Millionär aber winkte ihm, Platz zu nehmen, und fuhr dann eifrig in seiner Arbeit fort. Nachdem er die Papiere über die Reisekosten und die verladenen Artikel rasch durchlaufen hatte, sagte er zu seinem Geschäftsführer: „Die Papiere sind ein gutes Zeugniß über Ihre Umsicht und Sparsamkeit; ich bin mit Ihnen zufrieden.“ — Durch diese Bemerkung ermuthigt, sagte der Belobte: „Ich habe aber noch Jemand geladen, den Sie wohl nicht erwarten.“ — „Wen?“ — „Ihre Frau Schwester.“ — „Meine Schwester?“ — „Ja, Sir, Ihre Frau Schwester!“ — „Wo haben Sie dieselbe abgesetzt?“ — „Im Hotel zum großen Washington.“ — „Wirklich? Habe ich Ihnen, wie allen Kapitän's und Superkargen meiner Schiffe denn nicht streng verboten, sich mit Jemand von meiner Verwandtschaft einzulassen oder gar hieher zu bringen?“ — „Ja, Sir.“ — „Wie kommen Sie also dazu, meine Schwester an Bord zu nehmen?“ — „Ich konnte ihren Bitten nicht widerstehen.“ — „Und traten deshalb mein ausdrückliches Verbot mit Füßen? Gehen Sie zur Kasse und lassen Sie sich auszahlen, was ich Ihnen schuldig bin. Wir sind geschiedene Leute.“ — „Aber, Herr Girard, bedenken Sie doch . . .“ — „Das

Bedenken war Ihre Sache! Gehen Sie, wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen.“ — Der Entlassene, der die Unbeugsamkeit des Mannes kennen mochte, entfernte sich schweigend. Stephen Girard schellte und der erste Kommiss erschien. — „Gehen Sie doch sogleich ins Hotel zum großen Washington,“ begann der Millionär, „erkundigen Sie sich nach Magdeleine Girard, die mit meinem Schiffe eingetroffen ist, und sagen Sie ihr, ich hätte durchaus noch nicht vergessen, daß sie mich um den mir gebührenden Antheil an der Hinterlassenschaft unseres Vaters geprellt habe, daß ich folglich durch ihr eigenes Verfahren aller Rücksichten gegen sie entbunden sei und sie daher weder sehen noch sprechen wolle. Nichten Sie dies pünktlich aus und setzen Sie hinzu, wosfern sie nach Frankreich zurückzukehren beschliesse, sei ich gesonnen, ihr freie Ueberfahrt auf dem Kamaleon, der übermorgen die Anker lichtet, zu gestatten, ihre Rechnung im Hotel zu berichtigen und ihr in Perigueux wöchentlich drei Dollars auszahlen zu lassen. Wolle sie dagegen in Philadelphia bleiben, so habe ich weder das Recht noch die Absicht, ihr dies zu wehren, doch erhielt sie dann keinen Heller von mir und wenn sie auf der Gasse verhungerte. Nichten Sie meinen Auftrag wörtlich und ohne Zusatz aus und erstatten Sie mir Bericht.“ — Als der Kommiss das Kabinet verließ, sagte Stephen Girard zum Kapitän: „Es freut mich, daß Sie grade bei dem Vorfalle zugegen waren. Sie lernen daraus zweierlei, das Sie sich zur strengsten Richtschnur dienen lassen müssen, wenn Sie auf längere Zeit in meinem Geschäfte arbeiten und mein Vertrauen verdienen wollen. Mein erster Grundsatz ist nämlich der, daß ich die strengste buchstäbliche Vollziehung meiner Aufträge verlange, weil ich nur so die Verantwortung für Alles, was geschieht, übernehmen kann; mein zweiter Grundsatz ist der, daß ich nie und in keiner Weise ein Auge zubrüke und Gnade für Recht ergehen lasse, sondern Jeden, der meine Interessen verletzt, entferne. Merken Sie sich dies und gehen Sie nun zu dem Chef meiner Bureau. Binnen acht Tagen erhalten Sie Arbeit; machen Sie sich also marschfertig.“

(Beschluß folgt.)

Feuilleton.

Maria Theresia's Toilette.

Die Toilette der Kaiserin war — so erzählt in ihren jüngst erschienenen Memoiren Caroline Bichler, deren Mutter die Toilette Maria Theresia's zu besorgen hatte — der mühsamste, wie der unbelohnteste Theil des Dienstes. Da ihn aber meine Mutter mit eben so viel Geschmak als Schnelle u. Geschicklichkeit versah, so ward ihr die Pflicht, ihre Monarchin täglich zu frisiren, hingegen die andern Fräulein im Dienste abwechselten und manchen Tag ganz frei hatten. Diese freien Tage wurden auch meiner Mutter nach ihrer Tour, nur daß das Frisiren am Morgen und das Vorlesen auf die Nacht jeden Tag ihr ausschließendes Geschäft blieb, in welchem keine andere sie ablösen konnte, weil es keine so verrichten konnte, wie sie. Aber dieses Verrichten des Kopfsputzes war auch für meine Mutter eine ergibige Quelle von Kränkungen und Verdruß. Ihre Gestalt nämlich, die wirklich von reizender Schönheit war, u. die Ausschmückung derselben durch Puz beschäftigte die Kaiserin etwas mehr, als man von einer Frau mit solchem Geiste und männlichem Starkmuth hätte erwarten sollen. Allerdings lag darunter weder Gefallsucht, noch irgend etwas, was ihre sonstige Größe hätte beeinträchtigen können; nur meine

Mutter hatte davon manche trübe Stunde. Vier-, fünfmal mußte eine Haube anders gestekt werden, u. wer weiß nicht, daß die Hauben selbst dabei am schlechtesten fahren? Eben so ging es mit der Frisur. Auch an dieser rupfte, zupfte und änderte die hohe Frau so viel und so lange, bis sie verdorben war und neu gemacht werden mußte; da mußte oft der ganze Bau zerstört, die Haare ausgekämmt und nicht selten in neue Papilloten gewickelt und gekräuselt werden. Dabei wurde denn freilich die Gebieterin übelläunig, und die Bosen mußten es entgelten. Man könnte hier leicht geneigt sein, die große Frau, die mit Recht über Katharina II. und Elisabeth von England gesetzt worden, einer kleinlichen Schwäche zu zeihen; wie aber selbst in dieser scheinbaren Schwäche eine Größe lag, mag Folgendes zeigen. Bekanntlich wurde der Kaiser eines Tages im Theater vom Schlage gerührt u. starb in den Armen des Erzherzogs Joseph, der nun diese Nachricht der Mutter überbringen mußte. Maria Theresia war wie vernichtet, sie fand keine Thränen u. ein kramphastisches Schluchzen erfüllte im Laufe der ganzen Nacht die Umgebung mit der lebhaftesten Sorge für die Gesundheit und das Leben der hohen Frau. Erst gegen Morgen brach nach einem Ueberlasse ihr tiefer Schmerz in Thränen aus. Sie befahl so-

gleich meiner Mutter, ihr die Haare abzuschneiden, und freute sich von dem Augenblicke ihrer noch immer großen Schönheit und Gestalt nicht mehr. Aller Buz, alles Geschmeide wurde abgelegt, ihre Garderobe unter ihre Frauen vertheilt und ihr Schlafzimmer mit grauer Seide ausgeschlagen. Und an jedem Todestage ihres Gemahls (18. August) besuchte sie seine Grabstätte, schloß sich in ihr Zimmer ein, beichtete, fastete und brachte den Tag in schmerzlichen Erinnerungen und frommen Gebeten zu. Für wen also hatte sich die Kaiserin mit solcher Angstlichkeit geschmückt? Nur für den Gemahl. Er war ihre einzige Liebe, während er nicht so streng war und mehrere Liebchaften hatte, die man theils kannte, theils nicht. Sie wußte darum und zog eine davon an ihren Spieltisch; sie litt unsäglich dabei, liebte aber den Ungetreuen dennoch mit gleicher Gluth bis an seinen Tod. Aber ein Wort, das sie einst zu meiner Mutter sagte, läßt einen Blick in das Verhältniß der Kaiserin zu ihrem Gemahl thun. „Laß Dich warnen“, sagte sie einst, „und heirathe nie einen Mann, der nichts zu thun hat!“

Presß - Zeitung.

** Die Akademie des Comme-Departements in Frankreich schlägt für die poetische Ausschreibung im Jahre 1845 den „Sieg von Jly“ vor. Die Akademie wünscht, daß das Gedicht sich auf 200 bis 300 Verse beschränken möge. Der Preis besteht in einer goldenen Medaille und 300 Frs. — I.

** Es wird gemeldet, daß die Bundesversammlung in Frankfurt a. M. sich mit Erweiterung eines Gesetzes, die Rechte der Schriftsteller und Verleger betreffend, beschäftigte und dahin wirken wolle, daß eine Uebereinkunft über literarisches Eigenthumsrecht zwischen den verschiedenen Nationen zu Stande komme. Zu diesem Zwecke seien Unterhandlungen mit England, Frankreich und Belgien angeknüpft.

** Im fünften Bande von August Lewald's gesammelten Schriften befinden sich „Künstler-Skizzen“ von zweiundfünfzig Schauspielern und Schauspielerinnen, von denen fünfunddreißig noch am Leben und großen Theils auch noch in Thätigkeit sind. Diese „Skizzen“ könnten zwar selbst als solche hier und da in den Zügen bestimmter sich ausdrücken, müßten auch zuweilen, nach den neueren Ergebnissen, Aenderungen erfahren; im Allgemeinen haben sie jedoch viel Richtiges und werden solchen Theaterfreunden, wie sie eben in der Menge zu finden, als hinlänglich genug erscheinen, demnach also grade recht sein.

** Unter den manigfachen neuen Gegenständen, welche noch auf die Berliner Gewerbe-

Ausstellung kommen sollen, nennt man auch den 1. Theil der Prachtausgabe von Friedrich's des Großen Werken. Dieselbe ist mit Vignetten in Holzschnitt von hoher Vollendung geschmückt, welche von namhaften Künstlern unter der Oberleitung des Hrn. v. Olfers gearbeitet worden sind. Diese Ausgabe wird nicht in den Buchhandel kommen, vielmehr werden von ihr nur etwa 200 Exemplare abgezogen, welche der König zu Geschenken an hohe Personen u. Bibliotheken bestimmt hat.

Theater - u. Musik - Zeitung.

* Man liest im Wanderer: „Dem. Rosetti, welche in jüngster Zeit in London mit solchem Beifalle gesungen hatte, daß ihr die schmeichelhaftesten Einladungen für die ersten dortigen Salons zu Theil wurden, ist für die nächste Saison am dortigen königl. Operntheater als zweite (nach der Theaterzeitung sogar als erste) Primadonna engagirt, wird aber früher noch zu einem Familienbesuch in Wien eintreffen, allwo man vielleicht Gelegenheit bekommen dürfte, sie, die in der Schule Moriani's außerordentlich gewonnen haben soll, zu hören.“

* Ein Leipziger Blatt meldet: „Guzkow's „Zopf und Schwert“ ist jetzt auch in Bukarest zur Darstellung gekommen“ (!?) Wir fragen, in welcher Sprache?

Mignon - Zeitung.

Etwas von Allem. Dieser Tage fand ein Hr. Boiffot, Tambourmeister der Nationalgarde in Paris, am frühen Morgen auf dem Quai der Tuilerien eine Rolle Papiere, die eine Masse höchst werthvoller Gegenstände in sich faßten. Er beeilte sich den kostbaren Fund, etwa im Werthe von 1,800,000 Francs dem Eigenthümer, einem reichen Engländer zurückzustellen. Der Engländer nahm das Verlorne in Empfang, ließ den ehrlichen Tambour zu sich kommen und belohnte ihn mit 28,000 Francs. — I.

** Bei den Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Marokko soll auch darauf gedrungen werden, daß von Marokko dem König der Franzosen der Titel als König oder Sultan zugestanden werde. Ludwig dem Sechzehnten wurde auf ein desfallsiges Begehren geantwortet: „Unser Herr Muley Mohammed will den Titel Sultan einem Menschen nicht geben, der nicht auf dem Wege des Heils wandelt. Wozu würde es auch dienen, in dieser Welt Sultan genannt zu werden, wenn ihm Gott in jener Welt keine Stelle unter den Auserwählten gibt? Gott bestimmt ihn für die Welt der Verdammten; und unser Herr Muley Mohammed müßte sich einen Vorwurf daraus machen, wenn er einem Sohne böser Geister den Titel Sul-

tan gäbe. Nennt unsern Herrn Mohammed Ben Abdallah, wie Ihr wollt, wir werden dann Euren Ludwig Ben Ludwig nennen.“ Als die französische Regierung, darüber erzürnt, Herrn Chénier mit einer Protestation nach Fez sandte, kam dieser ohne Verücke, barfuß, mit auf dem Rücken gebundenen Händen und seine Protestation an dem Halse hängend, nach Tanger zurück. — (Die Zeiten haben sich doch einigermassen geändert.)

* * Die Kosten und der Luxus, welche gegenwärtig an die Wirthshäuser, ja, an die gemeinsten Branntweinstuben in England verwendet werden, gränzen ans Unglaubliche. Jeder, der eine solche Anstalt besitzt, wetteifert mit seinem Nachbar an Schönheit der Einrichtung, an Verschwendung des Mahagoniholzes, Schnitzwerkes, der Messingverzierungen u. s. w. In dem Grace Public House kostete die Schnitzarbeit 100 Pfd. Sterl. In einer Straße wurden drei Schnapstuben errichtet, und die Einrichtung eines jeden kam auf beinahe 2000 Pfd. Sterling (20,000 fl. G. M.). Es muß viel Branntwein getrunken werden, ehe nur die Zinsen von dem darauf verwendeten Kapitale gedeckt werden.

* * Das Einkommen des kleinen Prinzen von Wales aus den Herzogthümern Cornwall und Lancaster betrug im vorigen Jahre 73,000 Pfd. Sterl. „Ein hübsches Sümmechen für ein dreijähriges Kind!“ meint der Globe.

* * Die „Vossische Zeitung“ macht in einem Artikel über die Gewerbe-Ausstellung folgende wichtige Entdeckung: „Jede Stiefnadel ist ein Metalldraht, der an dem einen Ende zugespitzt und an dem andern Ende mit einem Knopfe versehen ist. Jede Nähnadel ist ein Stahl- oder Eisendraht, die an dem einen Ende ebenfalls (wie merkwürdig!) zugespitzt, an dem andern aber durchlocht, gewöhnlich durchgeschlagen, seltener durchbohrt ist.“ (!)

* * Die „Rhein- u. Mos.-Ztg.“ schreibt aus Frankfurt: „Mit zu den Kunstgriffen der Spielbankpächter an deutschen Badeorten, ihren verblichenen Instriebetrieb recht in Aufnahme zu bringen, gehören die von ihren bezahlten Publizisten den Tagesblättern gemachten Mittheilungen über belangreiche Verluste, die sie jeweiligen erlitten. Was es damit jedoch für eine Bewandniß hat, geht, nur ein Beispiel anzuführen, aus der Thatfache hervor, daß die Spielbank zu Baden-Baden, die in der vorjährigen Saison zu wiederholten Malen mit einem Fonds von 30,000 Fres. gesprengt wurde, ihren Reingewinn am Schlusse derselben, wie glaubwürdig versichert wird, auf eine halbe Million Francs berechnete. Es mag dies Ergebnis zu einem annähernden Maßstabe für den Ertrag der öffentlichen Glücksspielbanken in den besuchtesten Rhein- und Taunusbädern dienen, den man, ohne Ue-

bertreibung, auf die Summe von zwei Millionen Francs schätzen kann, die, da die Pächter dieser Bäder Franzosen sind, ins Ausland gehen, ohne daß der Belang durch Gegenwerthe, wie solches beim Waarenhandel geschieht, ersetzt wird.

* * Die Berliner Familie, welcher die Tochter Tschsch's übergeben worden ist, heißt Seebach. Dr. Seebach ist Lehrer daselbst. Wie man hört, fließen die Geldmittel für die sittliche und geistige Erziehung dieses Mädchens aus der Kasse der Königin von Preußen.

* * Für alle politischen Gefangenen des Mont St. Michel in Paris ist das abgesonderte Zellenystem aufgehoben worden — ihre Zellen sind von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends geöffnet; sie dürfen mit einander kommunizieren und 6 Stunden des Tages im Hofe zubringen. Diese Milde ist ganz in der Stille u. ohne durch die ministeriellen Blätter verkündigt zu werden, erfolgt. —

* * Der Stralower Fischzug ist ein Volksfest, an welchem es, wie die Berliner meinen, regelmäßig regnen muß. In diesem wolkenvollen Jahre aber war der 24. August in Stralow ein warmer, heiterer Sommertag, ein Phänomen, welches die Berliner so in Staunen gesetzt hat, daß sie es in allen Zeitungen verkündigen.

* * Die in London befindlichen Soway-Indianer lassen sich seit einiger Zeit in der ägyptischen Halle für Geld sehen und führen daselbst ihre Nationaltänze und Spiele auf. Der Besuch ist sehr zahlreich. Später werden diese Indianer auch das Festland besuchen.

* * Herr Breton hat in einer der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegten Abhandlung gezeigt, daß zwischen den Himmelskörpern ein Medium vorhanden sein dürfte, welches eine Brechung der Lichtstrahlen bewirke, und daß in dieser Voraussetzung unsere bisherigen Berechnungen der Entfernungen der Sterne unrichtig sein würden.

* * Die Vermessungsarbeiten und Studien über die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ozean an der Landenge von Tehuantepec sind in den Jahren 1842 u. 1843 gemacht worden u. wurden in einem kürzlich in spanischer Sprache erschienenen Werke niedergelegt. Der Ausführung des großen Werkes scheinen keine wesentlichen Hindernisse mehr im Wege zu liegen.

* * Auf dem amerikanischen Dampfschiffe „Marietta“ zersprang am 25. Juli, als es den Arkansasstrom hinabfuhr, durch Ueberheizen der Dampfkessel. Etwa 15 Personen wurden furchtbar verbrüht u. verbrannt; eine Anzahl anderer Personen sprangen ins Wasser u. gelangten unverletzt ans Ufer.

* * Auf den jetzt ausgestellten Wahllisten des Seine-Departements findet man als ältesten

Wähler Joh. Gabr. Koliker, Klavierlehrer der Königin Marie Antoinette, geboren 1753.

* * Der Zigeunerkönig Joseph Lee, meldet der englische Globe, ist bei Beaulieu im 86sten Jahre gestorben u. hat eine große Anzahl Kinder und Enkel, wie ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen. „Er zeichnet sich,“ setzt der Globe hinzu, „als geistreichster Schmuggler aus und war Peter Warrens und Billy Dears intimster Freund. Der wichtigste Akt seiner Regierung war jedoch die Exkommunikation des Zigeuners Lee, der die Bundesregeln verletzt hatte; die verschiedenen Stämme wurden bei dieser Gelegenheit zusammengerufen, um der Ausstoßung die gebührende Feierlichkeit zu verleihen.“

* * In Paris soll eine Subskription eröffnet werden, um Voltaire und Jean Jacques Rousseau Denkmäler zu errichten.

Pariser Modezeitung.

Noch vor zehn Jahren wußte man nichts von Krispinen, Mantillen, Camails zc., und jetzt sind sie jeder Dame ein unentbehrlicher Artikel geworden; der Erfindungsgeist unserer Zeit beschränkt sich nicht darauf, das Bedürfnis einer leichten Bedekung an kühlen Sommertagen zu befriedigen; nein, er sorgt auch, daß dieses auf die mannigfaltigste Weise geschehe. So sieht man diesen Spätsommer außer den vielen seidnen Schärpen eine Menge Mouffelin-Mäntelchen, die theils festonirte Garnirungen nach Art der Hahnenkämme, theils eine reiche Stikerei und einen Spitzenbesatz haben. Man nennt diese Mäntelchen Fontanges. Die neuesten dieser Art sind auf alte Weise tambourirt und mit einer Garnirung umgeben, welche auf beiden Seiten aufgefaßt ist; öfters bringt man auch drei Garnirungen an, durch deren Säume man ein rosa Band zieht; sind die Mäntelchen von Lüll, so werden sie fast ganz mit sehr wenig aufgefaßten Garnirungen bedekt; mag aber der Stoff oder die Ausfertigung noch so verschieden sein, so haben doch alle kurze und lange Ärmel, welche reich garnirt sind. Treten kalte Tage ein, so trägt man einen leicht wattirten Dolman von hellem Taffet oder Foulard, welcher bis oben zugeknöpft wird und weite Ärmel hat, welche, sowie die Kapuze, mit Spitzen garnirt werden. Für Shawls zieht man Dunkelblau oder Smaragbgrün vor, während man zu gewöhnlichen Kleidern besonders helle Farben, hauptsächlich Malvenfarbig oder Schwefelgelb wählt. Außerdem sieht man Baregekleider, welche aber gestift sein müssen, z. B. Orange auf weißem Grunde, und zur Trauer Schwarz auf Grau. Der Luxus, den man mit den weißen Kleidern treibt, welche man unter den offenen Oberrocken trägt, ist auf das Höchste gesteigert. Man stift vielleicht drei Guirlanden, zwischen denen sich kleine Fältchen oder Bauschen befinden, durch welche man ein farbiges Band zieht; man besetzt sie mit einer hohen Garnirung, auf welcher sich viele geglockte kleinere befinden. Die Morgenröcke selbst sind von schmal gestreiftem Bafin, mit türkischen Lizen gestift und mit festonirten Strichen oder gefältem Zeug besetzt; sie haben gewöhnlich ein Achselstück und einen doppelten Zug, welcher den Gürtel bildet; der hohe Leib wird entweder bis oben zugeknöpft oder so offen gelassen, daß man einen Che-

misetten-Leib oder ein Hemd à la Vierge sieht; die weiten Ärmel sind auf Berner Art und reichen bis an den Ellbogen.

Um die Beschreibung der Negligée-Anzüge vollständig zu machen, müssen wir noch der schwarzeidenen Schürzchen erwähnen, welche mit ausgezackten Garnirungen besetzt werden, und der neuen Häubchen, Affassin genannt, welche man besonders zu geschittelten Haaren trägt. Sie werden von Spitzen und Florbändern verfertigt und so schief aufgesetzt, daß die Barbe rechts bis auf die Achsel fällt, während die links kaum die Wange berührt.

Die Mode hat nun auch in Betreff der Art, wie die Bracelets getragen werden müssen, bestimmte Regeln gegeben, welche wir unseren Leserten nicht vorenthalten wollen. Das rechte Armband, welches eine elegante Frau selbst in Negligée nicht ablegt, ist meistens ein freundschaftliches Andenken, von Haaren, und durch irgend ein Symbol der Verschwiegenheit oder Freundschaft verschlossen; gewöhnlich gravirt man einen Namenszug, ein Datum oder ein Motto darauf; das zweite Armband ist von emailirtem Silber mit einem Kreuz, einer Opferschale, einem Anker oder einem Herzen. An dem andern Arme befindet sich ein Bracelet von mattem Gelbe, dessen Schloß eine einfache Bandschleife vorstellt; das vierte Armband endlich besteht aus Medaillons von blauer Emaille, auf deren jedem sich ein Bouquet von kleinen Diamanten befindet; das Schloß muß aus einem einzigen Diamanten bestehen; statt dem letzteren Armband kann man auch eine dике goldene Kette nehmen, deren Glieder abwechselnd durch einen Rubin und einen Opal getrennt sind. Die Wahl der Bracelets bezeichnet immer den guten Geschmack der Dame; als vorzüglich elegant gilt es immer, alte Schmucksachen neben modernen zu tragen.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Nationaltheater. Am 11. d. M.: „Eskü“ (Giuramento), große Oper in drei Akten, von Mercadante. Madama Schobertlicher d. all. Deca: Claisa, als zweite Gastrolle; Delle. Amalie Laroché: Bianca. — Die bekannte Kehlenfertigkeit und die unvergleichliche Vortragsweise des geschätzten Vokales bewährten auch heute ihre Wirkung, welche sich durch oftmaligen Beifall und Hervorruf kund that, besonders war es das Quartett des ersten, und das Duett mit Bianca in der Brustszene des zweiten Aktes, wo Mad. Sch. Gelegenheit hatte, ihre Kunst in das schönste Licht zu stellen. Dlle. Laroché scheint zwar noch eine Novize auf den weltbedeutenden Brettern zu sein, doch dürfte sie nach abgelegter Befangenheit, bei ihrer anmuthigen Gestalt und einer sehr hübschen, besonders in den tiefern Lagen wohlklingenden Stimme, sich bald mit Glük auf der Bühne bewegen. Auch ihr wurde lebhaftere Anerkennung zu Theil. Sehr störend auf die Imagination des Zuhörers wirkt bei diesen Opern, wenn die Liebhaberin mit italienischer Gut und Sprache von ihrer Liebe spricht, und der kalte Liebhaber ihr ungarisch antwortet! Wenigstens jene Nummern, wo Mehrere zusammen singen, sollten in einer Sprache sein; diese kleine Mühe verbiente sowohl der Gast als das Publikum. Das Haus war gut besucht.

Deutsches Theater. Den 12. d. M., zum ersten Male: »der verwunschene Prinz«, Schwank in drei Aufzügen, von Plöz. Der Autor entwarf nete gleich in der zweiten Szene des ersten Akts mit einem Koup die Kritik, die etwa einen Kampf über das Eigenthumsrecht dieses »falschen Prinzen« versuchen möchte, indem er dem konfusen, hochstrebenden Schuster die Worte in den Mund legt: »man habe Beispiele, wie in der Vorzeit, vor ungefähr 2—3 tausend Jahren, zu Bagdad und in andern Hauptstädten des Orients, Schuster in Prinzen, und umgekehrt, durch Feen- u. Zaubermacht wären metamorphosirt worden.« Wirklich ist unser Pseudoprinz blos eine modernisirte Variation des ersten Märchens, welches Prinzessin Sheherezade dem schlaflosen Saladin aus dem goldenen Buche »tausend und eine Nacht« erzählt. Uebrigens ist auch dieser Stoff in neuester Zeit häufig benützt und bearbeitet worden, und namentlich scheint die Erzählung, die auch der »Spiegel« vor längerer Zeit, unter dem Titel: »der lustige Schuster«, mittheilte, diesem Schwank als Grundlage zu dienen, und wir verweisen die geehrten Leser wegen der Handlung dahin. Natürlich, daß unter solchen Umständen die Spannkraft erschläfft, indem das Fastnachtspiel dem Zuschauer von vornherein kein Geheimniß mehr bleibt und die Ueberraschung abgestreift wird. Dessenungeachtet überragt dieser überfarbte Schwank, den Dr. Karl Weil, in seinen Uebersetzungen der arabischen Originalmärchen, so anziehend gestaltete, an Pikanterie und zeitgemäßen Pointen, sämtliche neuesten Poesenprodukte dieser Art. — Gespielt wurde ganz vorzüglich. Madame Schindelmeißer, ein ehemaliger Liebling des Publikums, und nun im Wiederbesitz ihres früheren Soubrettenfaches, debutirte als Göschen mit vielem Geschick. Wenn wir sie auch etwas prägnanter und degagirter im Ausdrucke gewünscht hätten, so ist doch der Direktion zum Wiederbesitz dieser lebenswürdigen Schauspielerin zu gratuliren. — Herr Treumann, Schuster, war in beiden der Doppelcharaktere wahrhaft ausgezeichnet und verdiente den mit der Debutantin erhaltenen, lauten Beifall und oftmaligen Vorruf. Hr. Kalis, Prinz, war würdevoll und anstandslos und die vierte im Bunde war unsere treffliche, jokose Klimmetzsch.

—il.

— Dem. Grosser gastirte gestern noch ein Mal und heute zum letzten Male auf unserer Bühne.

Dfner Sommertheater. Am 11. d. M. hatten wir den besondern Genuß, daß Demoiselle Grosser, erste Sängerin der Prager Bühne, in diesen Räumen erschien und die Parthie der Norma sang. Es war das Benefiz des Prager Tenoristen, Hrn. Demmer, und das Haus war in allen Theilen gefüllt. Dem. Grosser führte auch ihre Parthie mit großer Meisterschaft durch. Sie wirkte sowohl durch ihre schöne, umfangreiche Stimme, als auch durch ihren kunstgerechten Vortrag und gefühlvollen Ausdruck dergestalt auf das empfängliche Publikum, daß sie stürmischen Beifall erhielt und unzählige Male hervorgerufen wurde. — Mit ihr ließ sich auch eine Anfängerin, Dem. Hess, hören, die wohl etwas befangen war, aber nichtsdestoweniger einige schöne Mittel produzirte. — Herr Demmer (Sever) ist ein tüchtiger Spieltenor. Hr. Direktor Huber gab den Drovist, und that sein Möglichstes. Chöre u. Orchester ließen viel zu wünschen übrig.

F.

— Dem. Grosser sol noch drei Mal im Dfner Sommertheater singen.

Konzert. Am 11. d. M. gab unser junge Landsmann, der dreizehnjährige Violinspieler Edmund Singer, sein Abschiedskonzert im Redoutensaal. Er spielte ein höchst schwieriges großes Konzert v. Bientemps, dann »Le Réve« von Artot und den »Karneval von Venedig« von Ernst. In allen drei Piecen zeigte sich der junge Künstler als Meister seines Instruments. Wir leben in einer Zeit der Wunder, u. sind schon so gewöhnt daran, daß wir über nichts mehr erstaunen; aber gewiß ist es, daß man noch vor einigen Dezenien eine Erscheinung, wie die des Edmund Singer, in das Gebiet der Fabel versetzt haben würde. Der dreizehnjährige Knabe spielte wie ein ausgemachter Virtuose, so voll Sicherheit, Gewandtheit und spiritueller Auffassung, daß man in der That beim Anhören eben so entzückt als verwundert sein mußte. Es gibt hier keine Schwierigkeit, über die er nicht mit Leichtigkeit schreitet, und alle diese Doppelgriffe, Passagen, Flageolets u. s. w. handhabt er so leicht, wie etwa seine Spielwerke. Den »Karneval von Venedig«, diese geistreiche musikalische Spielerei, hörten wir von manchem gereiften Künstler nicht so vollendet. Der Beifall des Publikums sprach sich eklatant aus. Nach jeder Piece wurde der kleine Virtuose wiederholt gerufen. — In den Intervallen machte sich besonders die lebenswürdige Sängerin, Dem. Kaiser, durch den schönen Vortrag zweier Arien vorthheilhaft bemerkbar. F.

Die Kapelle des Baron Hellenbach, von der schon mehrere öffentliche Blätter das Rühmlichste meldeten, ist mit ihrem edlen Chef hier in Pesth angekommen. Hr. Baron Hellenbach, unser biedere Landsmann, gedenkt, blos im Interesse der Kunst, um überall Sinn für die erhabene Musik zu wecken, und den Geschmak dafür zu veredeln, mit dieser aus 14 bis 16 Individuen bestehenden Gesellschaft eine große Reise in den Orient zu unternehmen, und auf seiner Durchreise in Pesth, diese Kapelle öffentlich hören zu lassen. Es befinden sich einzelne Künstler darunter, die mit Recht auf den Namen: ausgezeichnete Virtuosen Anspruch machen können, und überall, wo sie sich noch hören ließen, haben sie die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen. Wir vernehmen, daß das Nationaltheater der Ort sein wird, wo das Pesther Publikum Gelegenheit haben wird, sich von der Trefflichkeit der Leistungen dieser seltenen Künstler zu überzeugen. Möge Herr Baron Hellenbach, der aus uneigennütziger, heiliger Begeisterung für die Kunst so viele Opfer bringt, seinen edeln Zweck erreichen!

Lokalbemerker.

(Pesth's neuere Institute. — Vorschlag zur Gasbeleuchtung.) Es ist nicht zu verkennen, daß unsere so aufblühende Stadt in neuester Zeit nicht nur an äußerer Schönheit der Gebäude, sondern auch an wohlthätigen u. nützlichen Instituten bedeutend zugenommen hat, u. man von dem Gedeihen derselben noch die ersprieslichsten Resultate erwartet. Wenn wir diese wahrhaften Fortschritte auf dem Wege der Civilisation zum Theil der durch die Journale geweckten öffentlichen Meinung zuschreiben müssen, so ist es auch unbezweifelhaft, daß

Wähler Joh. Gabr. Koliker, Klavierlehrer der Königin Marie Antoinette, geboren 1753.

* * Der Zigeunerkönig Joseph Lee, meldet der englische Globe, ist bei Beaulieu im 86sten Jahre gestorben u. hat eine große Anzahl Kinder und Enkel, wie ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen. „Er zeichnet sich,“ setzt der Globe hinzu, „als geistreichster Schmuggler aus und war Peter Warrens und Billy Dears intimster Freund. Der wichtigste Akt seiner Regierung war jedoch die Exkommunikation des Zigeuners Lee, der die Bundesregeln verletzt hatte; die verschiedenen Stämme wurden bei dieser Gelegenheit zusammengerufen, um der Ausstoßung die gebührende Feierlichkeit zu verleihen.“

* * In Paris soll eine Subskription eröffnet werden, um Voltaire und Jean Jacques Rousseau Denkmäler zu errichten.

Pariser Modezeitung.

Noch vor zehn Jahren wußte man nichts von Krispinen, Mantillen, Camails zc., und jetzt sind sie jeder Dame ein unentbehrlicher Artikel geworden; der Erfindungsgeist unserer Zeit beschränkt sich nicht darauf, das Bedürfnis einer leichten Bedekung an kühlen Sommertagen zu befriedigen; nein, er sorgt auch, daß dieses auf die mannigfaltigste Weise geschehe. So sieht man diesen Spätsommer außer den vielen seidnen Schärpen eine Menge Mouffelin-Mantelchen, die theils festonirte Garnirungen nach Art der Hahnenkämme, theils eine reiche Stikerei und einen Spitzenbesatz haben. Man nennt diese Mantelchen Fontanges. Die neuesten dieser Art sind auf alte Weise tambourirt und mit einer Garnirung umgeben, welche auf beiden Seiten aufgefaßt ist; öfters bringt man auch drei Garnirungen an, durch deren Säume man ein rosa Band zieht; sind die Mantelchen von Lüll, so werden sie fast ganz mit sehr wenig aufgefaßten Garnirungen bedekt; mag aber der Stoff oder die Ausfertigung noch so verschieden sein, so haben doch alle kurze und lange Ärmel, welche reich garnirt sind. Treten kalte Tage ein, so trägt man einen leicht wattirten Dolman von hellem Tafset oder Foulard, welcher bis oben zugeknöpft wird und weite Ärmel hat, welche, sowie die Kapuze, mit Spitzen garnirt werden. Für Shawls zieht man Dunkelblau oder Smaragbgrün vor, während man zu gewöhnlichen Kleidern besonders helle Farben, hauptsächlich Malvenfarbig oder Schwefelgelb wählt. Außerdem sieht man Baregekleider, welche aber gestift sein müssen, z. B. Orange auf weißem Grunde, und zur Trauer Schwarz auf Grau. Der Luxus, den man mit den weißen Kleidern treibt, welche man unter den offenen Dherröcken trägt, ist auf das Höchste gesteigert. Man stift vielleicht drei Guirlanden, zwischen denen sich kleine Fältchen oder Bauschen befinden, durch welche man ein farbiges Band zieht; man besetzt sie mit einer hohen Garnirung, auf welcher sich viele geglockte kleinere befinden. Die Morgenröcke selbst sind von schmal gestreiftem Bafsin, mit türkischen Lizen gestift und mit festonirten Strichen oder gefältem Zeug besetzt; sie haben gewöhnlich ein Achselstück und einen doppelten Zug, welcher den Gürtel bildet; der hohe Leib wird entweder bis oben zugeknöpft oder so offen gelassen, daß man einen Che-

misetten-Leib oder ein Hemd à la Vierge sieht; die weiten Ärmel sind auf Berner Art und reichen bis an den Ellbogen.

Um die Beschreibung der Negligée-Anzüge vollständig zu machen, müssen wir noch der schwarzeidenen Schürzchen erwähnen, welche mit ausgezackten Garnirungen besetzt werden, und der neuen Häubchen, Affassin genannt, welche man besonders zu geschittelten Haaren trägt. Sie werden von Spitzen und Florbändern verfertigt und so schief aufgesetzt, daß die Barbe rechts bis auf die Achsel fällt, während die links kaum die Wange berührt.

Die Mode hat nun auch in Betreff der Art, wie die Bracelets getragen werden müssen, bestimmte Regeln gegeben, welche wir unseren Leserten nicht vorenthalten wollen. Das rechte Armband, welches eine elegante Frau selbst in Negligée nicht ablegt, ist meistens ein freundschaftliches Andenken, von Haaren, und durch irgend ein Symbol der Verschwiegenheit oder Freundschaft verschlossen; gewöhnlich gravirt man einen Namenszug, ein Datum oder ein Motto darauf; das zweite Armband ist von emailirtem Silber mit einem Kreuz, einer Opferschale, einem Anker oder einem Herzen. An dem andern Arme befindet sich ein Bracelet von mattem Gelbe, dessen Schloß eine einfache Bandschleife vorstellt; das vierte Armband endlich besteht aus Medaillons von blauer Emaille, auf deren jedem sich ein Bouquet von kleinen Diamanten befindet; das Schloß muß aus einem einzigen Diamanten bestehen; statt dem letzteren Armband kann man auch eine dicke goldene Kette nehmen, deren Glieder abwechselnd durch einen Rubin und einen Opal getrennt sind. Die Wahl der Bracelets bezeichnet immer den guten Geschmack der Dame; als vorzüglich elegant gilt es immer, alte Schmucksachen neben modernen zu tragen.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Nationaltheater. Am 11. d. M.: „Eskü“ (Giuramento), große Oper in drei Akten, von Mercadante. Madama Schobertlicher d. all. Deca: Claisa, als zweite Gastrolle; Delle. Amalie Laroché: Bianca. — Die bekannte Kehlenfertigkeit und die unvergleichliche Vortragsweise des geschätzten Gastes bewährten auch heute ihre Wirkung, welche sich durch oftmaligen Beifall und Hervorruf kund that, besonders war es das Quartett des ersten, und das Duett mit Bianca in der Gruffszene des zweiten Aktes, wo Mad. Sch. Gelegenheit hatte, ihre Kunst in das schönste Licht zu stellen. Dlle. Laroché scheint zwar noch eine Novize auf den weltbedeutenden Brettern zu sein, doch dürfte sie nach abgelegter Befangenheit, bei ihrer anmuthigen Gestalt und einer sehr hübschen, besonders in den tiefern Lagen wohlklingenden Stimme, sich bald mit Glük auf der Bühne bewegen. Auch ihr wurde lebhaftere Anerkennung zu Theil. Sehr störend auf die Imagination des Zuhörers wirkt bei diesen Opern, wenn die Liebhaberin mit italienischer Gut und Sprache von ihrer Liebe spricht, und der kalte Liebhaber ihr ungarisch antwortet! Wenigstens jene Nummern, wo Mehrere zusammen singen, sollten in einer Sprache sein; diese kleine Mühe verbiente sowohl der Gast als das Publikum. Das Haus war gut besucht.

Deutsches Theater. Den 12. d. M., zum ersten Male: »der verwunschene Prinz«, Schwank in drei Aufzügen, von Plöz. Der Autor entwarf nete gleich in der zweiten Szene des ersten Akts mit einem Koup die Kritik, die etwa einen Kampf über das Eigenthumsrecht dieses »falschen Prinzen« versuchen möchte, indem er dem konfusen, hochstrebenden Schuster die Worte in den Mund legt: »man habe Beispiele, wie in der Vorzeit, vor ungefähr 2—3 tausend Jahren, zu Bagdad und in andern Hauptstädten des Orients, Schuster in Prinzen, und umgekehrt, durch Feen- u. Zaubermacht wären metamorphosirt worden.« Wirklich ist unser Pseudoprinz blos eine modernisirte Variation des ersten Märchens, welches Prinzessin Sheherezade dem schlaflosen Saladin aus dem goldenen Buche »tausend und eine Nacht« erzählt. Uebrigens ist auch dieser Stoff in neuester Zeit häufig benützt und bearbeitet worden, und namentlich scheint die Erzählung, die auch der »Spiegel« vor längerer Zeit, unter dem Titel: »der lustige Schuster«, mittheilte, diesem Schwank als Grundlage zu dienen, und wir verweisen die geehrten Leser wegen der Handlung dahin. Natürlich, daß unter solchen Umständen die Spannkraft erschläfft, indem das Fastnachtspiel dem Zuschauer von vornherein kein Geheimniß mehr bleibt und die Ueberraschung abgestreift wird. Dessenungeachtet überragt dieser überfarbte Schwank, den Dr. Karl Weil, in seinen Uebersetzungen der arabischen Originalmärchen, so anziehend gestaltete, an Pikanterie und zeitgemäßen Pointen, sämtliche neuesten Poesenprodukte dieser Art. — Gespielt wurde ganz vorzüglich. Madame Schindelmeißer, ein ehemaliger Liebling des Publikums, und nun im Wiederbesitz ihres früheren Soubrettenfaches, debutirte als Göschen mit vielem Geschick. Wenn wir sie auch etwas prägnanter und degagirter im Ausdrucke gewünscht hätten, so ist doch der Direktion zum Wiederbesitz dieser lebenswürdigen Schauspielerin zu gratuliren. — Herr Treumann, Schuster, war in beiden der Doppelcharaktere wahrhaft ausgezeichnet und verdiente den mit der Debutantin erhaltenen, lauten Beifall und oftmaligen Vorruf. Hr. Kalis, Prinz, war würdevoll und anstandslos und die vierte im Bunde war unsere treffliche, jokose Klimmetzsch.

—il.

— Dem. Grosser gastirte gestern noch ein Mal und heute zum letzten Male auf unserer Bühne.

Dfner Sommertheater. Am 11. d. M. hatten wir den besondern Genuß, daß Demoiselle Grosser, erste Sängerin der Prager Bühne, in diesen Räumen erschien und die Parthie der Norma sang. Es war das Benefiz des Prager Tenoristen, Hrn. Demmer, und das Haus war in allen Theilen gefüllt. Dem. Grosser führte auch ihre Parthie mit großer Meisterschaft durch. Sie wirkte sowohl durch ihre schöne, umfangreiche Stimme, als auch durch ihren kunstgerechten Vortrag und gefühlvollen Ausdruck bergestalt auf das empfängliche Publikum, daß sie stürmischen Beifall erhielt und unzählige Male hervorgerufen wurde. — Mit ihr ließ sich auch eine Anfängerin, Dem. Hess, hören, die wohl etwas befangen war, aber nichtsdestoweniger einige schöne Mittel produzirte. — Herr Demmer (Sever) ist ein tüchtiger Spieltenor. Hr. Direktor Huber gab den Drovist, und that sein Möglichstes. Chöre u. Orchester ließen viel zu wünschen übrig.

F.

— Dem. Grosser sol noch drei Mal im Dfner Sommertheater singen.

Konzert. Am 11. d. M. gab unser junge Landsmann, der dreizehnjährige Violinspieler Edmund Singer, sein Abschiedskonzert im Redoutensaal. Er spielte ein höchst schwieriges großes Konzert v. Bientemps, dann »Le Réve« von Artot und den »Karneval von Venedig« von Ernst. In allen drei Piecen zeigte sich der junge Künstler als Meister seines Instruments. Wir leben in einer Zeit der Wunder, u. sind schon so gewöhnt daran, daß wir über nichts mehr erstaunen; aber gewiß ist es, daß man noch vor einigen Dezenien eine Erscheinung, wie die des Edmund Singer, in das Gebiet der Fabel versetzt haben würde. Der dreizehnjährige Knabe spielte wie ein ausgemachter Virtuose, so voll Sicherheit, Gewandtheit und spiritueller Auffassung, daß man in der That beim Anhören eben so entzückt als verwundert sein mußte. Es gibt hier keine Schwierigkeit, über die er nicht mit Leichtigkeit schreitet, und alle diese Doppelgriffe, Passagen, Flageolets u. s. w. handhabt er so leicht, wie etwa seine Spielwerke. Den »Karneval von Venedig«, diese geistreiche musikalische Spielerei, hörten wir von manchem gereiften Künstler nicht so vollendet. Der Beifall des Publikums sprach sich eklatant aus. Nach jeder Piece wurde der kleine Virtuose wiederholt gerufen. — In den Intervallen machte sich besonders die lebenswürdige Sängerin, Dem. Kaiser, durch den schönen Vortrag zweier Arien vortheilhaft bemerkbar. F.

Die Kapelle des Baron Hellenbach, von der schon mehrere öffentliche Blätter das Rühmlichste meldeten, ist mit ihrem edlen Chef hier in Pesth angekommen. Hr. Baron Hellenbach, unser biedere Landsmann, gedenkt, blos im Interesse der Kunst, um überall Sinn für die erhabene Musik zu wecken, und den Geschmak dafür zu veredeln, mit dieser aus 14 bis 16 Individuen bestehenden Gesellschaft eine große Reise in den Orient zu unternehmen, und auf seiner Durchreise in Pesth, diese Kapelle öffentlich hören zu lassen. Es befinden sich einzelne Künstler darunter, die mit Recht auf den Namen: ausgezeichnete Virtuosen Anspruch machen können, und überall, wo sie sich noch hören ließen, haben sie die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen. Wir vernehmen, daß das Nationaltheater der Ort sein wird, wo das Pesther Publikum Gelegenheit haben wird, sich von der Trefflichkeit der Leistungen dieser seltenen Künstler zu überzeugen. Möge Herr Baron Hellenbach, der aus uneigennütziger, heiliger Begeisterung für die Kunst so viele Opfer bringt, seinen edeln Zweck erreichen!

Lokalbemerker.

(Pesth's neuere Institute. — Vorschlag zur Gasbeleuchtung.) Es ist nicht zu verkennen, daß unsere so aufblühende Stadt in neuester Zeit nicht nur an äußerer Schönheit der Gebäude, sondern auch an wohlthätigen u. nützlichen Instituten bedeutend zugenommen hat, u. man von dem Gedeihen derselben noch die erspriechlichsten Resultate erwartet. Wenn wir diese wahrhaften Fortschritte auf dem Wege der Civilisation zum Theil der durch die Journale geweckten öffentlichen Meinung zuschreiben müssen, so ist es auch unbezweifelhaft, daß

die Thätigkeit, die gute Gesinnung und der feste Wille unserer Behörden das Meiste hierzu beitragen. Dieser löbliche Eifer, der sich vorzüglich von Seiten unseres Stadtmagistrats kund gibt, tritt in neuerer Zeit, besonders seit Hr. Franz v. Szepessy das Bürgermeisteramt so ehrenvoll bekleidet, in verdoppeltem Grade hervor. Viele Anstalten sind unter dieser Heghde theils entstanden, theils mit dem besten Erfolge fortgesetzt und zur Prosperität gebracht worden. Wir nennen nur das überaus wohlthätige Arbeitshaus, das Josephinum, die Musterschule für Kleinkinderbewahranstalten, den neuen Rathhausbau, die so erhebenbe Uniformirung der Bürgermiliz, die im ewigen Andenken für unsere Nachkommen bleiben wird, ferner die prachtvolle Pflasterung mehrerer großen Straßen, die Anlage von Kanälen u. s. w. u. s. w. Aber allem Anscheine nach wird man hier nicht stehen bleiben und noch viele weitere Verbesserungen und Neuerungen zum Wohle der Bewohner Pesth's dürften nicht ausbleiben. Der Geist der Zeit, der überall so mächtig eingreift, wird auch hier seine Macht bewähren, besonders da wir jetzt Männer an der Spitze unserer öffentlichen Verwaltung haben, die bewiesen, daß sie für die Wirkungen des Fortschritts Sinn u. Empfänglichkeit besitzen. So wollen wir hoffen, daß, obwohl man erst kürzlich die Delbeleuchtung der Straßen Pesth's neuerdings in Nacht gegeben hat, man nichtsdestoweniger bald daran denken wird, nach dem Muster der ersten Städte Europas, wie London, Paris, Berlin, und selbst einiger Mittelstädte Deutschlands, wie Dresden, Leipzig &c., auch bei uns nach u. nach die Gasbeleuchtung einzuführen, welche Beleuchtungsart überall in ökonomischer und technischer Beziehung sehr vortheilhaft befunden wurde, und die jetzt auch in der Residenzstadt Wien schon sehr stark in Aufnahme ist. In unserer schönen Stadt Pesth, die gerade Straßen und große Plätze hat, dürfte sich eine Gasbeleuchtung besonders imponant und wirkungsvoll ausnehmen. Pesth hat in seiner Anlage viel Aehnlichkeit mit Berlin, und die Gasbeleuchtung in letzterer Hauptstadt bringt einen ungleich bessern Effekt hervor, als in andern Städten mit krummen und engen Straßen. Leider fehlen uns für jetzt Daten über die Kosten einer Gasbeleuchtung im Verhältniß zu jenen einer Delbeleuchtung, aber so viel wissen wir, daß dort, wo Erstere im Gebrauch ist, man sie in jeder Hinsicht der Letztern vorzieht und keine Ursache hat, ihre Einführung zu bereuen. Die Sache verdient jedenfalls der ernsten Erwägung, und Pesth, das bald durch eine Eisenbahn mit aller Welt Enden verbunden sein dürfte, wird sich gewiß auch durch eine nächtliche Gasbeleuchtung allen Fremden freundlich zu präsentiren wissen.

—1.

Lokalnotizen. Seitdem die Pesther städtischen Aemter in das neue Rathhaus eingezogen sind, erscheinen die Senatoren und Notäre bei den Gerichtssitzungen im Nationalkostume. Auch sind die Ueberschriften bei allen Departements in ungarischer Sprache.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerbad, No. 77, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandlungen, bei S. S. G. Miller, S. Wagner und Treischinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhanbl. (Servittensplatz) in Pesth, u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Druckerei.

— Unlängst wurde von der Behörde in Wien an jene in Pesth gemeldet, daß nach Aussage eines in Wien verhafteten Banknotenfälschers, derselbe auf dem Franzensstädter Kirchhofe in Pesth mehrere von ihm fabrizirte Banknoten vergraben habe. Man stellte daher Nachsuchungen an mehreren Orten des Kirchhofes an, aber ohne etwas zu finden. Nun ließ man den Deliquenten selbst unter Eskorte nach Pesth kommen, und vor einigen Tagen, ward in seiner Gegenwart, an der von ihm bezeichneten Stelle nachgegraben, und man fand wirklich ein Päckchen Fünfer und noch mehrere andere falsche Banknoten, im Ganzen etwa 800 fl. G. M., vergraben.

— Die Dampfschiffe auf der Donau haben jetzt wieder mit den Sandbänken zu kämpfen, und sie treffen jetzt sehr unregelmäßig von Wien in Pesth ein.

Der Pesther Kunstverein wird am 22. September l. J., Vormittag um 10 Uhr, im k. städt. Redoutensale, wegen der Wahl des nächstjährigen Vereinsblattes, eine Generalversammlung abhalten, wozu die p. t. Vereinsmitglieder geziemend eingeladen werden. Die angekauften Kunstwerke sind vom 16. bis 28. September l. J., täglich von 9 Uhr Früh, bis 5 Uhr Abends, im k. städt. Redouten-Gebäude zu sehen. Aktionäre haben freien Eintritt, Nicht-Aktionäre aber nur in Gesellschaft von Aktionären. Aktien sind bis 28. September l. J. bei dem Vereins-Kassier H. M. L. Klaus, am Theaterplatz, Spiegelnieberlage, fortwährend zu bekommen. Die Verlosung sämtlicher, vom Verein acquirirten Kunstgegenstände, findet am 29. Sept. l. J. Früh um 9 Uhr im städt. Redouten-Saale statt, wozu die p. t. Aktionäre zahlreich zu erscheinen, ersucht werden. Mitgetheilt durch

Alexander Ritter,
Vereins-Sekretär.

Gesangschule. In die, unter der Leitung des Pesth-Dfner Musikvereins stehende öffentliche Gesangschule (Pesth, Grenadier-Gasse, Nr. 465, im Hoffmann'schen Hause) werden neuerdings Schüler angenommen, und zwar Kinder der Unbemittelten, wie auch jene der jährlich mindestens 6 fl. G. M. zahlenden Aktionäre unentgeltlich, Kinder von vermöglichen Nicht-Aktionären aber gegen halbjährig voraus zu entrichtende sechs fl. G. M. — Diejenigen also, welche in dieser Anstalt den Unterricht zu genießen wünschen, können vom 16. Sept. l. J. bis zum 21. Sept., Vormittags, zwischen 8 bis 9 Uhr, in dem Saale der Gesangschule, bei dem Direktor Gabriel Mátay sich anmelden, welcher dann das Uebrige ihnen mittheilen wird.

Der leitende Ausschuß
des Pesth-Dfner Musikvereins.

Modenbild. No. 38.

Paris, 1. Sept. Neueste Anzüge für Damen.

Beilage: „Handlungszeitung“, No. 56.



Modes de Paris.
LE MIROIR.